

---

Christian Meier  
Die Griechen und die Andern\*

Wer die Griechen waren, das wissen Sie - vielleicht; wer die Andern sind, mögen Sie sich fragen. Mir geht es eher umgekehrt: ich frage mich, wer die Griechen waren, und weiß, daß die Andern, von denen hier die Rede ist, alle Andern sind, mit denen wir sie vergleichen, ja genauer noch: an denen allen zusammen wir vielleicht etwas studieren können, was wir brauchen, wenn wir von den Griechen das wissen wollen, worum es hier geht, nämlich: wer sie waren. Womit ich nicht sagen will, daß ich über die Andern mehr wüßte als über die Griechen. Das Gegenteil ist der Fall.

Damit ist schon klar, daß es hier sehr viel mehr um Fragen als um Antworten geht - um den Aufweis einer Problematik nämlich, die eigentlich die wichtigste zentrale Problematik der Altertumswissenschaften sein sollte, obwohl sie sie nicht beschäftigt. Wo auch käme sie sonst hin? Auch für Wissenschaften gilt ja das Gesetz Parkinsons, wonach im Vorstand einer Firma über die Frage, ob in der Frühstückspause Bohnenkaffee gereicht werden soll, viele Stunden lang, über diejenige, ob der Fahrradständer ein Dach bekommen soll, auch noch eine ganze Weile diskutiert wird, hingegen nur minutenlang über diejenige, ob für viele Millionen eine Investition vorgenommen werden soll. Denn mit der Wichtigkeit der Gegenstände nimmt die Zahl derer, die mitreden können, ab.

Einer der wichtigsten Erträge des ruhigen, zusammenhängenden Nachdenkens am Kolleg war für mich, daß ich mir über die Wurzeln vieler Ratlosigkeit, die mich seit Anfang meiner historischen Studien und zunehmend gequält haben, einigermaßen klar wurde. Dadurch kam ich auf neue, auf konsequentere Weise zur Frage nach den Andern. Es ist nicht unbedingt Reduktion, sondern oft nur die Kunst des Ausblendens oder Ignorierens der Komplexität, was Wissenschaft reichlich und rasch zu Papier kommen - und werden - läßt. Beherrscht man sie nicht oder schlecht, so braucht man viel länger; das wußte ich. In Wirklichkeit, das habe ich jetzt gelernt, muß man den Spieß umdrehen, muß ganz bewußt und umfassend auf vielfältige Weise anderes einbeziehen, wenn man über eigene Gegenstände sich äußert. Was das bedeutet, möchte ich hier an einigen Problemen vorführen. Es geht um eine Besinnung aus einer gewissen Distanz, nicht um den Versuch, Erkenntnis weiterzutreiben (obwohl der darin enthalten ist), sondern um die Frage, wie überhaupt für bestimmte zentrale Themen Erkenntnis zu erzielen ist.

\* Vortrag am Wissenschaftskolleg vom 19.6.1985 (überarbeitete Fassung)

Um die These vorwegzuschicken: die Frage nach der Besonderheit der Griechen, nach vielen ihrer Besonderheiten kann nur beantwortet werden, wenn man sich ein »Sachwissen« über die möglichen Zusammenhänge erarbeitet, die dort in besonderer, in griechischer Form begegnen; Zusammenhänge etwa der Faktoren, die sich im historischen Prozeß einer Kulturbildung auswirken, oder diejenigen, zu denen sich anthropologische Eigenarten tilgen. Ein solches Sachwissen kann sich bei aller Einzigartigkeit der Griechen nur aus dem Vergleich mit ähnlichen oder doch parallelen Zusammenhängen in anderen Kulturen ergeben; und es müßten Gegenproben an ihnen möglich sein. Insofern brauchen wir das Studium der Andern zur Erkenntnis der Griechen.

Es ist im Grunde der alte, im großen Stil vergleichende und auf ein allgemeines Sach- und Zusammenhangswissen zielende Ansatz Max Webers wieder aufzunehmen, nachdem er nun mehr als zwei Generationen alt ist, gewiß für die Betrachtung des Altertums bestenfalls - und selten genug - erreicht, in Wirklichkeit aber längst erneuerungsbedürftig. Die Frage also resultiert aus der Alten Geschichte, welche allerdings ihre Antwort allein aus der Hinterlassenschaft der Griechen, die sie untersucht, nicht geben kann.

Was waren das für Menschen, die da zum ersten Mal in der Weltgeschichte Demokratien hervorbrachten, eine Kunst, die Menschen und Götter in einer Weise anthropomorph bilden konnte, daß es nach unserem Verständnis schon kaum mehr menschenähnlich ist; denn wir wissen ja, wie wenig anthropomorph Menschen sind, wie einseitig man zumindest in weitesten Teilen der Kunstgeschichte offenbar Anlaß hatte, sie darzustellen; hier dagegen sind sie ungemein umfassend, präsent, gespannt und gelassen zugleich, souverän, anmutig und maßvoll in hohe Vollkommenheit gesteigert. Wie konnte solch eine Kunst, in der Klassik, schön, also auch wahr sein?

Was - weiter - waren das für Menschen, denen die abendländische Philosophie zu verdanken ist, die Tragödie, die Geschichtsschreibung - und in einem wesentlichen Sinne wohl die westliche Kultur überhaupt?

Man weiß, daß alle Menschen gleich sind, indem sie Menschen sind. Wie weit diese Gleichheit reicht, ist freilich unklar. Habsucht, Ehrgeiz, Furcht sind nach Thukydides die wichtigsten Antriebe, und sie werden es sein, solange die menschliche Natur sich gleichbleibt. Konrad Lorenz würde die Aggression hinzufügen. Freilich prägt diese menschliche Natur sich nach Thukydides je verschieden aus, in frühen anders als in entwickelten Gesellschaften, in Athen anders als in Sparta, im Frieden anders als im Krieg. Gerade im Krieg aber zeige sie sich besonders unverhüllt. Die Decke der Zivilisation, so hätte nicht erst Freud, sondern schon Thukydides sagen können, ist dünn.

Gleichwohl gehört zu den wichtigsten Charakteristika des Menschen seine Bildsamkeit. Dieses Wesen ist - nach Musil - ebenso leicht der Menschenfresserei wie der Kritik der reinen Vernunft fähig. »Ich will behaupten«, schreibt er, »daß ein Menschenfresser, als Säugling in europäische Umgebung eingepflanzt, wahrscheinlich ein guter Europäer würde, und der zarte Rainer Maria Rilke ein guter Menschenfresser geworden wäre, wenn ihn ein uns ungünstiges Geschick als kleines Kind unter Südseeleute geworfen hätte«.

Was allerdings der Einzelne, rechtzeitig verpflanzt oder auch: wenn er ungebildet genug ist, an Bildsamkeit besitzt, das besitzen ganze Völker so leicht nicht. Da befestigt und verschränkt sich vieles, wird manches eröffnet, anderes versperrt, so daß sie, mindestens in bestimmten Epochen, ihre Angehörigen tief und umfassend prägen können - bei allen Unterschieden, die das im Laufe der Geschichte annehmen kann. Auch die Weise, in der ein Volk in bestimmten Phasen seiner Geschichte höchst individuelle Charaktere hervorbringen kann, ist nach Kant Ausdruck seines Nationalcharakters.

Wenn dabei der eine oder andere - oder gar viele - Besonderes schaffen, so liegt das also gewiß nicht allein an ihrer speziellen Begabung, sondern auch an der Weise, in der ihre Gesellschaften in bestimmten Situationen ihnen Begabung zu entfalten erlauben. Dann ist ein Caesar, ein Leonardo, ein Shakespeare oder Goethe möglich - während ähnliche Begabung (wie es sie nach statistischer Wahrscheinlichkeit immer gibt) sonst vielleicht nur ein Sich-Aufreiben an der Mediokrität oder das Aussteigen übrig läßt. Wenn im Hof der Uffizien fast alles portraitiert ist, was in der Renaissance Rang und Namen hat, und fast alle aus Florenz und der Umgebung stammen, so kann man dies ja wohl nicht auf die besonderen Rassen- oder Wetterumstände in der damaligen Toscana zurückführen. Es müssen damals vielmehr, um Thukydides fortzuspinnen, Gesellschaft, Epoche und Situation in besonderer Weise geartet gewesen und zusammengekommen sein.

Fragt man also, warum die Griechen so anders waren als die andern, so zielt das nicht auf die Einzelnen unter ihnen. Es zielt auch nicht auf Anlagen, die sie von vornherein gehabt haben und dann von Situation zu Situation je neu aktualisiert hätten. Sie sind vielmehr so sehr Schöpfer wie Geschöpfe ihrer Kultur und ihrer selbst. Leute machen, wie Musil sagt, Kleider, und diese wieder machen Leute. Wir haben keine Anhaltspunkte für besondere Volksbegabung oder gar spezifisch griechische Gene, sondern nur für bestimmte Angewohnheiten, die sie sich aneigneten, Bedingungen, die sie vorfanden oder sich schufen; die irgendwann sich auch verfestigten in einem Rahmen, der dann lange bestand; zwar brüchig werden, altern, bröckeln konnte - aber doch die Form blieb, die ihnen eigen war. Irgendwann erfolgen ja solche Festlegungen, die dann zugleich Alter-

nativen abschneiden. Doch wie immer das sei: hier ist jedenfalls keine spezielle griechische Anthropologie vorauszusetzen, aus der sie dies und jenes geschaffen hätten, sondern nach der anthropologischen Dimension ihrer Geschichte zu fragen, nach der Geschichte ihrer Weise, Menschen zu sein, für sich und mit andern, folglich in der Welt zu stehen und sich in ihr zu orientieren, auszudrücken und ihr Gehäuse zu schaffen. Warum wurden sie dabei so besonders? Und wie ist ihre Besonderheit genauer zu bestimmen?

Als erste große Eigentümlichkeit und als das größte Rätsel der griechischen und vielleicht der Weltgeschichte überhaupt sticht ins Auge, daß hier die Kulturbildung aus der Mitte der Gesellschaft heraus erfolgte. Wo immer sonst Hochkulturen entstanden, in Ägypten, Mesopotamien, Kreta, Indien, China, Mittelamerika und sonst - soweit wir wissen, geschah es stets von monarchischen Instanzen aus (wohl auch in Israel, obwohl die Dinge dort besonders lagen). Sie prägten sich so tief in die Gesellschaft und deren Denken und Vorstellen ein, daß offenbar jeder Weg zu einer nicht-monarchischen Ordnung endgültig verstellt war und blieb. Monarchie oder Chaos war die Alternative. Die europäischen Monarchien der Neuzeit sind die einzigen kräftig ausgebildeten monarchischen Herrschaftsformen der Weltgeschichte, die sich von Innen heraus durch eine neue, eine republikanische und dann demokratische Ordnung überwinden ließen. Sie bewahrten sich bei aller Prägung sehr viel evolutive Offenheit (um den Fachausdruck der Evolutionstheorie zu gebrauchen), wohl zumal auf Grund des von vornherein vorhandenen Gegensatzes von politischen und geistlichen Instanzen, also: der Erbschaft der Antike, nicht zuletzt der Griechen.

Wie man Hochkulturen genauer bestimmt, möchte ich offenlassen. Hier mag es genügen, daß Kulturbildungen wohl jedenfalls die Antwort auf eine tiefe Erschütterung überkommener Lebensordnungen darstellen und daß sie auf vielfältige Weise in einer Differenzierung bestehen. Überall sonst erfolgt diese zugunsten einer Gesellschaftspyramide (grob gesagt), an deren Spitze der Monarch steht; bei den Griechen hingegen zugunsten einer Gruppe primär Zugehöriger, unter denen zunächst der Adel maßgebend, die aber zu Nicht-Adligen offen war, sich freilich zu Unfreien, zu Nichtbürgern, mit der Zeit auch zu den Frauen sehr scharf abgrenzte. Und was immer den Reiz des Archaischen daran ausmacht, ihre eigentliche Blüte erreichte sie erst im 5. Jahrhundert, in der Zeit, da die Demokratie oder deren unmittelbare Vorform entstand, und sie war aufs Engste damit verbunden.

Was sich über die frühen Phasen und die Vorgeschichte ausmachen läßt, ist in Kürze dies: der kritische Prozeß beschleunigter Veränderung beginnt offenbar in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Vorher hatte der Ägäis-Raum den Zusammenbruch der mykenischen Kultur und eine Reihe von Einwanderungen erlebt. Alles spricht dafür, daß die mykenischen

Reiche aus inneren Gründen erheblich geschwächt worden waren; man scheint dort zuletzt »kulturmüde« gewesen zu sein. So hatten die Völkerscharen, die von Norden andrängten, ein leichtes Spiel. Einen Teil des Landes nahmen sie selbst in Besitz, in andern hielten sich die Vorbewohner. Zugleich wurde auf den Inseln und an der kleinasiatischen Westküste neues Land eingenommen. Überall ging die mykenische Verwaltung und Kultur, selbst die Schrift, total verloren. Es blieben Kulte (wohl in veränderter Form), Göttervorstellungen, die zum Teil am Land hafteten, und Erinnerungen, die in das Epos eingingen.

Man lebte künftig - seit etwa 1000 v. Chr. - zumeist in kleinen, politisch selbständigen Gemeinwesen. Das Land befand sich im Eigentum vieler Familien, darunter regelmäßig auch freier Bauern. Man ernährte sich von Weidewirtschaft und zunehmend von Ackerbau. Jagd und Raubzüge kamen hinzu. Die Geographie lockte zu Schiffbau und Schifffahrt, und da sie so sehr über See liefen, also nicht eingezwängt waren in unmittelbar vorgegebene Nachbarschaft (sowie die damit verbundenen Interessen), werden die Verbindungen dadurch vielfältiger, freizügiger, offener, wird der Horizont weiter gewesen sein.

Die Mittel waren begrenzt. Selbst große Herren hatten kaum mehr als kleine Güter. Entsprechend waren die sozialen Differenzierungen, die es gab, relativ gering. Eine Art von Adel hob sich aus der Reihe der übrigen heraus, aber kaum sehr weit; der König konnte nicht mehr sein als ein *primus inter pares*. Ein besonders charakteristischer Zug dieser Gesellschaft war, wie Moses Finley gezeigt hat, der Gabentausch; hier haben ethnologische Kenntnisse über Andere die Altertumswissenschaft schon stark befruchtet.

Nachdem man aber zwei bis drei Jahrhunderte eher vor sich hingelebt, wohl einen gewissen Wohlstand angehäuft, zusätzlich Land gerodet, die Wirtschaft verbessert, allmählich wohl auch Handel zu treiben begonnen hatte, geriet diese Welt in Bewegung. Sicher ist, daß die Bevölkerung rasch anstieg, daß der bisherige Rahmen nicht ausreichte, sie zu ernähren, und daß dem Handel ins westliche Mittelmeer und dann auch nach Norden und Süden eine große Kolonisationsbewegung folgte: sehr viele Städte wurden gegründet, die Küsten des Mittelmeers und des Schwarzen Meers weithin mit griechischen Kolonien gesäumt. Vor allem ging es um die Versorgung mit Ackerland.

Zu Beginn der Kolonisation hatten die Monarchien fast nirgends mehr etwas zu bedeuten. Die außerordentliche Aktivität ging von einem weiten Kreis von Adligen aus, und entsprechend breit verteilten sich die Gewinne aus Kolonisation, Handel, Seeraub, Geschenken; an Ruhm, Kenntnissen und Initiative. In den griechischen Städten regierten künftig Oligarchien.

Mit der wachsenden Seefahrt intensivierten sich aber auch die Verbin-

dungen nach Osten, zumal nach Syrien und Ägypten. Eine Unsumme von Gütern und Kenntnissen, von Mythen, Vorstellungen, aber auch Wünschen, ja Ansprüchen gelangte von dort zu den Griechen. Indem sich die Ansprüche und Wünsche nach orientalischen Maßen richteten sowie nach dem, was die Erfolgreichsten unter den Griechen und die wohlhabendsten ihrer Städte verwirklichten, stiegen sie gleichsam explosionsartig. Da die Mittel und Möglichkeiten das jedoch viel weniger taten, kam es mit der Zeit zu einer schweren Krise. Wer es konnte, bereicherte sich, so gut es ging - an Gemeindegut, durch Ausbeutung der Bauern, die zunehmend in Schulden gerieten, schließlich zum Teil verklavt wurden; aber auch durch immer mehr Raubzüge. Zudem verbanden sich mit den vielfältigen Möglichkeiten, etwas zu gewinnen, große Risiken. Während die einen viel reicher wurden, wurden die andern viel ärmer. Die Folge waren Empörungen, Aufstände, ein Bruch mit zahlreichen Überlieferungen, eine tiefe wirtschaftliche, gesellschaftliche, rechtliche, auch religiöse, politische und ethische Erschütterung.

Sie war, mindestens in den bewegteren Städten, vom Adel nicht einzufangen. Damals usurpierten verschiedentlich Tyrannen die Herrschaft. Erstmals gab es kräftige Monarchien. Aber nirgends gelang es ihnen, ihre Herrschaft auf Dauer zu verwurzeln, fast nirgends, sie über ihre Stadt hinaus zu vergrößern. Weder konnten sie ihre Lösung noch sich als Lösung der Krise den Gemeinwesen oktroyieren (wobei die Ausnahme, die Sizilien in gewissem Sinne bildet, beiseite bleiben mag).

So zog sich die Krise hin. Und da keine Macht vorhanden war, die von sich aus eine neue Ordnung hätte installieren können, übrigens auch keine, die die Intelligenz der Zeit hätte an sich binden und auf sich hätte konzentrieren können, entstand eine neue Instanz: man kam immer mehr dazu, den Ausweg im Rat weiser Männer zu suchen. Stets, schon bei der Koloniegründung, hatte es unter den Griechen ein Nachdenken über das Zusammenleben in den Poleis gegeben. Die Vielzahl der Städte mit der großen Zahl von Lösungsversuchen muß es in der Krise stark angeregt haben. Mit der Zeit kam jedenfalls ein ausgebildetes politisches Denken auf (das seinen Kern in Delphi gehabt zu haben scheint). Es gewann eine gewisse Autonomie insofern, als es primär eigenen Gesetzen folgte. Wieweit immer Einzelne den Wünschen von Machthabern willfährig waren, der Kreis politischer Denker im Ganzen fand seinen Stolz darin, je das Beste für die Betroffenen zu raten. Da hatte man es mit Vielen zu tun, entsprechend war man relativ unabhängig. Man kam darauf, ein Ordnungsmodell hinter dem status quo zu vermuten.

Es war abgelöst aus der schlechten, konfliktreichen Realität, die man vorfand. Man vermutete dahinter das Bild rechter Ordnung, ohne Konflikte, ohne unbeherrschbare Prozesse. Verloren etwa die Bauern ihren Boden

und die Freiheit, so empörten sie sich. Folglich gehörten Bodeneigentum und Freiheit der Bauern zur rechten Ordnung. So etwa muß man geschlossen haben. Das Konzept war konservativ gedacht, zugunsten der Notleidenden und Bedrohten. Aber es ermöglichte die Unterscheidung von status quo und rechter Ordnung. Als man dann erkannte, daß den Bauern letztlich nicht zu helfen war, wenn sie nicht die Gelegenheit erhielten, sich selbst zur Geltung zu bringen, wurden Institutionen ersonnen, um ihre Mitsprache zu installieren, wurden unter ihnen Ansprüche, Einsicht, Fähigkeit erweckt - so daß erklärlich wird, wie sie schließlich dazu kamen, etwas zu schaffen, was sonst nur möglich war aufgrund griechischen Wissens: unsere Väter wußten ja immer schon, daß Demokratien möglich sind, bevor sie sie schufen. Woher sollten die Griechen es wissen, da sie keine Griechen vor sich hatten? Hier, in ihrem politischen Denken, liegt vermutlich die Lösung.

Es war gleichsam ein Abenteuer, zu dem sie aufbrachen, indem sie ihre Sache aufeinander statt auf eine höhere Instanz stellten. Das Abenteuer wurde approbiert, als sie die Perser bei Salamis abwehrten, nicht nur ihre Freiheit verteidigten, sondern - im Rückschlag - die Möglichkeit zu großer Politik, was damals zumal Krieg hieß, erhielten, aus der die Demokratie selbst entstand, in der auch die Untersten mitsprachen (nachdem man vorher nur eine Vorstufe dazu erreicht hatte).

Soweit in Kürze die Geschichte. Sie klingt plausibel. Aber Geschichten haben es an sich, daß sie einem Sog zur Konsistenz unterliegen. Man muß sie also gegen den Strich lesen. War es eigentlich von vornherein wahrscheinlich, daß die Griechen diesen Weg nahmen?

Vom Ausgang her gesehen spricht manches für eine »Entwicklung«: Die Monarchien, die herrschaftliche Komponente überhaupt in der Polis sind von Anfang an schwach; es gibt schon bei Homer Rat und Volksversammlung, einen Versammlungsplatz auf dem Markt; es gibt eine relativ freie Auffassung von den Göttern, was gegen jede priesterliche Macht zu sprechen scheint. Und die Helden des Epos haben unverkennbar eine ganze Reihe von Zügen, die die Griechen auch der späteren Zeit auszeichnen, insbesondere jenes auffällige Streben nach Eigenständigkeit, nach »Autarkie«, wie es später heißt.

Allein, ob wirklich in andern Völkern die Monarchien in dem Zeitpunkt, da die Erschütterungen vor dem Kulturbildungsprozeß einsetzten, regelmäßig stärker waren als die griechischen, ist sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlich liegt das Besondere der Griechen also weniger in der Schwäche des ursprünglichen Königtums als in der Tatsache, daß sie im Laufe dieses Prozesses nicht überwunden wurde - und daß dieser Prozeß in entscheidenden Phasen sogar ohne Monarchen stattfinden konnte. Dann ist die Schwäche der späteren Usurpatoren, der Tyrannen, das eigentlich Kennzeichnende. Volksversammlungen kannten auch die Inder, die Perser,

kannte man vermutlich im alten Mesopotamien (übrigens auch bei den Zulus in Afrika und bei vielen anderen). Wie will man wissen, ob die Volksversammlungen der Griechen in früher Zeit so ausgebildet waren, daß sie bessere Überlebens- und Entfaltungschancen gehabt hätten als die der anderen? Statistisch erscheint es jedenfalls als wahrscheinlicher, daß frühe Volksversammlungen im Laufe der Kulturbildung unterdrückt werden. So könnte es sehr wohl sein, daß die Kontinuität der Volksversammlung bei den Griechen nichts »Natürliches«, sondern ein besonderes Rätsel darstellt.

Was die Religion angeht, hat Max Weber gemeint, Respektlosigkeit gegen die Götter, wie sie sich im Homer findet, habe nur im Gefolge von Wanderungen entstehen können, wo man nicht an alten Tempeln und Gräbern zu leben hat. Aber Teile der Vorbevölkerung waren schon viele Jahrhunderte im Land, und sie unterschieden sich religiös kaum von den andern. Außerdem täuscht unsere Überlieferung: Homer steht nur für einen Teil, einen besonders lichtvollen, uns zugewandten Teil der damaligen Religiosität. Es fragt sich auch hier, wieweit die frühe Religion der Griechen sich von der vergleichbarer Völker unterscheidet, was nur ein intensiver Vergleich mit den andern klären kann. Und es ist ganz offen, ob das Auszeichnende der Griechen nicht auch in diesem Punkt darin besteht, daß sie eine so freie, das heißt von politischen und sakralen Instanzen so wenig in Dienst genommene Religiosität nur deswegen haben bewahren können, weil eben Instanzen, die daran etwas hätten ändern können, sich kaum ausbildeten. Ähnliche Fragen ließen sich in Hinblick auf die Eigenständigkeit der Griechen und vieles andere stellen. Auch das Zusammenleben in vielen kleinen, selbständigen Poleis, wie die Griechen es von Anfang bis zum Ende pflegten, muß keine Konstante gewesen sein. Ihr Überdauern unter den bewegten Umständen der archaischen Epoche könnte seinerseits erst das Ergebnis einer eigenartigen Schwäche machtexpansiver Kräfte darstellen.

Jedenfalls ist es sehr wohl möglich, daß es nicht so sehr die ursprüngliche Eigenart der Griechen ist, die sie befähigt hat, einen besonderen Weg einzuschlagen. Entscheidend dafür könnten vielmehr irgendwelche Bedingungen gewesen sein, die es ihnen erlaubt hätten, ohne mit dieser anfänglichen Eigenart zu brechen, eine so besondere Kultur aufzubauen. Dabei wäre vorausgesetzt, daß in aller Regel Kulturbildung es mit sich bringt, daß alle Verhältnisse auf eine gründlich neue Basis gestellt werden, anders gesagt die Volksversammlungen beseitigt, die Religion ganz neu geformt, das Streben nach Eigenständigkeit gekappt und die Selbständigkeit kleiner politischer Einheiten aufgehoben wird. Weil eben normalerweise Kulturbildung wesentlich auch darin besteht, daß ein Monarch seine Position umfassend befestigt und dabei alle Bereiche auf sich ausrichtet, mithin einen Bruch mit



wesentlichen Teilen des Überkommenen verursacht. Dann bestünde das Problematische der frühen griechischen Geschichte darin, daß dieser Bruch bei ihnen ausblieb, dann wäre die Kontinuität in so vielen wesentlichen, zentralen Hinsichten bei ihnen das eigentlich Unwahrscheinliche, das es zu erklären gälte.

Wenn Kulturbildung nicht einfach ein Prozeß allmählicher Mehrung von Wissen, Fähigkeiten und Gütern ist, sondern - summarisch gesagt - die erfolgreiche Antwort auf bestimmte Herausforderungen, auf eine tiefe Erschütterung des Überkommenen darstellt, so wäre bei den Griechen zumal zweierlei bemerkenswert:

- (1) Daß eben nicht Einzelne die Offenheit der Situation dazu ausnutzen konnten, um eigene Herrschaften zu errichten, um Wissen und Fähigkeiten vieler sich zunutze zu machen, um eigene Lösungen und sich als Lösung der Krise durchzusetzen und
- (2) daß weitere Kreise des Adels und dann auch der Bauern mit der Zeit in die Lage kamen, von sich aus, gleichsam aus der Mitte der Gesellschaft heraus die Mittel, Kenntnisse, Fähigkeiten hervorzubringen oder zu organisieren, in denen diese Kultur dann bestand.

Man kann eine Reihe eigenartiger Bedingungen für die frühe griechische Geschichte benennen: Die geographische Beschaffenheit des Ägäis-Raums schloß größere Machtbildungen zwar nicht aus, aber sie erschwerte sie. Dieser Raum bildete außerdem jahrhundertlang ein weltpolitisches Vakuum. Da die Griechen schon durch die Verteilung von Land und Meer in ihm zur Schifffahrt provoziert waren, kam es zugleich dazu, daß sie den östlichen Hochkulturen, denen sie politisch-militärisch so fern waren, kommerziell nahe kamen. Das brachte mit der Zeit eine dichte kulturelle Berührung mit sich. Und als größere Probleme bei ihnen auftauchten, zumal die Übervölkerung, stand ihnen ein weiter »Entlastungsraum« in großen Teilen des Mittelmeers und des Schwarzen Meers zur Verfügung.

Möglicherweise war die Kolonisation, zu der sie diesen Raum nutzten, sogar der entscheidende Angelpunkt des ganzen historischen Prozesses. Sie führte nicht nur dazu, daß große Teile der Bevölkerung exportiert wurden, die sonst innerhalb des Landes viel Unruhe hätten stiften und ehrgeizigen Männern hätten dazu dienen können, sich eine große, ergebene Gefolgschaft und schließlich umfassende Herrschaftskomplexe aufzubauen. Vielmehr bot sie, wie die Verhältnisse lagen, einem relativ breiten Kreis von Aristokraten große Bewährungs-, Bereicherungs- und Machterwerbschancen. Sie trug erheblich zu jener insgesamt sehr breiten Lagerung der Macht bei, die Griechenland in den frühen Jahrhunderten kennzeichnete und zu der nicht zuletzt die Fortexistenz einer Vielzahl kleiner selbständiger Städte gehörte. Sie brachte zugleich eine rasche, ungemaine Bele-

bung von Energien, eine beachtliche Entfaltung von Fähigkeiten und Kenntnissen, eine ganz neue Öffnung der Welt, eine »neue« Sprache mit sich, die in einem breiten Kreis von Adligen wachsen ließ, was sonst Monarchen an ihrem Hof zu monopolisieren pflegen. Dabei mag es eine Rolle gespielt haben, daß den Griechen ein breiter Zugang zu den Kenntnissen der östlichen Kulturen offenstand; vielleicht auch, daß die früh übernommene Schrift es ihnen ermöglichte, in ihren Epen Verhaltensweisen festzuschreiben und als Vorbild weiter wirken zu lassen, die an sich nur einer Frühzeit zugehören.

Dies alles könnte dazu geführt haben, daß hier schon die ersten Schritte auf dem Weg zu gesellschaftlicher Differenzierung und zur Entfaltung jener Palette von Möglichkeiten, die wir Kultur nennen, einen breiten Kreis von Aristokraten so sehr in seiner Stellung befestigten und zugleich damit solche Ideale, eine solche Mentalität und Offenheit einbürgerten, daß es Usurpatoren schwer wurde, in dieser Welt dauerhaft zu reussieren.

Freilich begannen sich irgendwann die Energien ehrgeiziger Adliger auf die Erringung politischer Herrschaft zu konzentrieren. Vielerorts entstand Tyrannis. Manches daran ist vermutlich sogar der Errichtung von Monarchien in entsprechender Lage in anderen Hochkulturen vergleichbar. Nur hatten diese ja letztlich Erfolg, während die Tyrannis bei den Griechen schwach blieb und keine Wurzeln zu schlagen vermochte.

Bei dieser Erklärung ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß bestimmte von vornherein vorhandene Eigenarten die Griechen überhaupt erst instandsetzten, die Möglichkeiten, die sich ihnen im Mittelmeerraum boten, zu nutzen. Andere hätten sie vielleicht gar nicht erst bemerkt. Gleichwohl, was sie dazu instandsetzte, war eventuell nur ein bestimmter Wohlstand, bestimmte Kenntnisse, ein gewisser Aktionsradius und die Offenheit eines anfänglichen, noch kaum festgelegten Volkes, nichts wirklich Spezifisches also, eher mit der »Entwicklungsstufe« als mit einem Volkscharakter vermacht. Nur, wie kann man das entscheiden?

Aus den Quellen ist dazu nichts zu entnehmen. Sie fließen sehr spärlich. Und die bei weitem wichtigste unter ihnen, das homerische Epos, gibt von sich aus dafür nichts her. Es erweckt zwar den Anschein, daß die frühen Helden gar nicht so unterschiedlich waren von den späteren Griechen. Nur, diese Helden sind nicht genau zu datieren. Vieles im Homer entstammt erst der Abfassungszeit des Epos, also dem Beginn der Kolonisation. Und eine genaue Probe aufs Exempel, worin die Besonderheit der homerischen Welt gegenüber derjenigen anderer Epen besteht, ist noch nicht gemacht worden. Jeder weiß, daß Ilias und Odyssee in vieler Hinsicht einmalig sind. Aber eine genaue Erfassung dieser Einmaligkeit kann gewiß nicht aus noch so intensiver Homer-Lektüre resultieren, sondern nur aus dem systematischen Vergleich mit andern Epen. Wir müssen etwa wissen, wie frei Helden

früher Epen sich überhaupt bewegen können, um die Freiheit der homerischen zu ermassen. Wir müssen Maßstäbe für das Ausmaß haben, in dem Sänger Kritik andeuten können, für epische Göttervorstellungen, überhaupt für den Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft, kurz: Ein aus vielen Kulturen gespeistes Sachwissen, das allein es uns ermöglichte, aus Homer Schlüsse auf die Besonderheit der Griechen jener Zeit zu ziehen.

Wir müßten aber auch wissen, wieweit die räumliche Situation der Griechen im Mittelmeer um 750 und die Eigenart ihrer Kolonisation über See einmalig war, oder ob es etwa in Indonesien oder anderswo Parallelen dazu gibt, in denen es zu ganz anderen Ergebnissen kam.

Wir müßten wissen, wieweit in der Situation des »take off« nicht stets zunächst vielerlei »Adlige« Aktivität entfalten, um dann in Ausscheidungskämpfe mit der Konsequenz der Monarchie zu geraten. Nur so könnte man ermassen, was eigentlich an der frühen Geschichte der Griechen besonders war.

Nicht zuletzt müßten wir durch ethnologische Studien und durch mancherlei Rückschlüsse, welche spätere Zeugnisse anderer Kulturen gestatten, zu ermitteln suchen, wieweit etwa bestimmte Eigenarten des frühen Griechentums verbreitet oder doch einmalig waren: Etwa das weitgehende Streben nach Eigenständigkeit, das mit freier Verfügung der Häuser (das heißt der Familienoberhäupter) über das Grundeigentum kombiniert war.

Diese Autarkie scheint - um die Thematik auszuweiten - im 7./6. Jahrhundert mit andern griechischen Zügen auf eigenartige Weise ein Ganzes gebildet zu haben. Wir beobachten eine auffällig geringe Fähigkeit, Bindungen einzugehen. Der Zusammenhang größerer Geschlechter spielt kaum eine Rolle. Es gibt nur Rudimente einer Klientel. Die Fähigkeit, sich als Teil einer Freundesgruppe zu fühlen, wächst erst sehr allmählich heran (die Solidarität der Bürger untereinander entsteht überhaupt erst in der unmittelbaren Vorstufe der Demokratie, in den breiten Schichten der Bauern, die sich politisch gegen die vielfältig überlegenen Adligen nur gemeinsam behaupten können).

Sollte man nicht annehmen, daß weitere Eigentümlichkeiten in engem Zusammenhang damit stehen? Wer etwa ein hohes Maß persönlicher Eigenständigkeit anstrebt, kann es sich nicht gefallen lassen, Teil eines unüberschaubaren Ganzen zu sein. Er kann sich nicht in großen Zusammenhängen »aufheben« lassen. Die Griechen konnten ja nicht mal, wie die Römer, höhere Instanzen mit einer bestimmten Überlegenheit und eigenen Würde ausstatten. Denn zu jener Eigenständigkeit gehörte eine besondere und eifersüchtige Versammlung der psychischen und materiellen Energien in den Einzelnen. Und das bedeutete, daß man bestenfalls einem solchen Ganzen sich einfügen konnte, das man unmittelbar und konkret mit anderen zusammen ausmachte.

Mit der Kleinheit der Polis hängt vermutlich eine weitgehende Kommunurabilität zwischen den Einzelnen und dem Geschehen zusammen, und dies wieder bedeutete, daß man als Einzelner wie zusammen mit denen, mit denen man in einer Stadt lebte, eine relativ umfassende, auf sich gestellte Form des Menschseins ausbilden konnte, die wohl die Voraussetzung für die besondere, weit getriebene Anthropomorphie des griechischen Selbstverständnisses und der griechischen Kunst darstellte.

Mit der Kleinheit der Polis muß aber auch die eigentümliche Beziehung (oder genauer: Beziehungslosigkeit) der Griechen zum Raum zusammenhängen. Alle ihre Städte waren ja nur Punkte in einer Umgebung, die sie - über das unmittelbare Umland hinaus - nicht beherrschen wollten. (Erst das Athen des 5. Jahrhunderts sollte daran grundsätzlich etwas ändern.)

Aber wahrscheinlich ist auch die hohe Schätzung des Agonalen Teil des gleichen Zusammenhangs, jene Art der Bewährung des Einzelnen, bei der er für sich kämpft. Während andere Völker, wie die Römer, eher für das Gemeinwesen Krieg führen und Eroberungen machen, liegen den Griechen Raubzüge, zu denen sie sich vorübergehend mit andern zusammenschließen, näher als Unternehmen, in denen sie nicht mehr als Teil eines Ganzen sind, das über sie hinausragt. Sie waren mehr auf die unmittelbare Beute aus als auf den mittelbaren Gewinn an Land und Macht, den ihr Gemeinwesen hätte erzielen können. So kam es denn auch zu dem »schönsten Distinguenten« der frühen griechischen Geschichte (Jacob Burckhardt), der »Wenigkeit der Kriege«.

Ist es zu kühn, hier noch die besondere Schätzung der Jugend anzuknüpfen? Und die des Stils, der Anmut, der Schönheit, die Tatsache, daß das Leben der Einzelnen in einem besonderen Stil relativ so viel wichtiger war als die Erfüllung von Aufgaben (um die es etwa den Römern so weitgehend zu tun war); daß das Stilistische im Ensemble der Lebensinhalte so bedeutend war. Wo das Gemeinwesen nicht so stark ausgebildet ist, mag auch ein besonderer Spielraum für die Entfaltung des Ästhetischen sich öffnen. Und wo so viele selbständige Städte zusammen eine Kultur bilden, muß eben primär Kultur- und nicht »Staats«-bildung das Ergebnis sein. So waren die Griechen ursprünglich wohl ein ganz besonders unpolitisches Volk; wie sonst hätten sie auch das Politische völlig neu entwickeln können?

Angesichts dieses eigenartigen Komplexes fragt es sich, wieweit man die Vermutung seines Zusammenhangs wissenschaftlich stützen kann. Ich wüßte es nicht zu sagen. Aber es scheint mir, daß wir auch hier an einem Punkt stehen, wo man nur mit Hilfe eines aus einer Vielzahl von Kulturen ermittelten Wissens sich jene Kenntnis der Sache und des Zusammenhangs aneignen kann, die allein ein begründetes Urteil erlaubt. Eventuell kann man Zusammenhänge zwischen Größe der politischen Einheiten, Verhältnis zum Raum (und zur Zeit?), Struktur der Gemeinwesen, Bedeutung von

Stil und Schönheit, Schätzung von Jugend oder Alter etc. auch anderswo, nur eben dort auf ganz andere Weise, finden - so daß sich meine Vermutung jenes Zusammenhangs bestätigen ließe. Man könnte die Frage noch weiter treiben, etwa in Richtung auf die jeweilige kultur- resp. epochenspezifische Ausbildung von Individualität, die Fähigkeit oder Unfähigkeit, von sich zu abstrahieren etc.

Schließlich noch ein letztes Beispiel, das mit der Problematik der Bildung neuer, schließlich demokratischer Ordnungen zusammenhängt: wie kommt es zum Politischen Denken der Griechen; oder allgemeiner, denn darauf läuft es wohl hinaus, zur griechischen Philosophie? Diese Frage bereitet nicht jedem Schwierigkeiten: die Griechen waren ja so begabt - warum sollten sie nicht zur Philosophie kommen? So könnte man einen beliebigen Standpunkt formulieren. Neuerdings neigt man dazu anzunehmen, daß die Philosophie - auch die frühe - ein Kind der Demokratie (jedenfalls der Polis) sei. Denn das Sein muß ja das Bewußtsein bestimmen, auch wenn es ihm chronologisch folgt. Gewiß ist ein Zusammenhang zwischen Philosophie und Demokratie unbezweifelbar. Aber er lockert sich erheblich, wenn man sieht, daß auch die Chinesen eine große Philosophie hatten, mit zahlreichen Einsichten, die sich hinter denen Platons und der Sophisten nicht zu verstecken brauchen.

Es muß also mehrere Wege zur Philosophie geben - wenn nicht auch in China am Anfang der Philosophie Demokratien gestanden haben sollen. Damit hat bisher keiner gerechnet; in den Quellen steht es anders. Aber Michel Strickmann hat uns hier im Kolleg darüber orientiert, daß das noch nicht das Gegenteil beweist. Denn man weiß inzwischen, daß unsere Überlieferung aufs Stärkste dogmatisch überformt worden ist.

Vielleicht also kann man, wenn Philosophie wirklich nur in der Vorgeschichte von Demokratie möglich ist, daraus ein Argument für die frühe chinesische Geschichte entnehmen? Doch ist damit wohl einstweilen nicht zu rechnen. Jedenfalls fragt es sich, ob etwa die griechische und die chinesische Geschichte relevante Merkmale gemeinsam hatten, die beide Male eine Philosophie ab ovo entstehen ließen, während sie etwa in Ägypten oder Israel fehlten. Die Sache würde dann interessanter.

Vielleicht bestand die Gemeinsamkeit darin, daß beide einen - wenn auch unterschiedlichen - Anlaß, eine Herausforderung zur Philosophie hatten: daß sie sie brauchten, also notwendig hatten, weil sie nur so bestimmte zentrale Probleme hätten lösen - oder jedenfalls: in der Weise, in der es dann geschah, hätten lösen können. Gewiß können Probleme auch ungeklärt bleiben (wo kämen wir sonst hin?), da sie aber in diesem Fall mit Hilfe einer frühen Philosophie gelöst wurden, hat man diese dann auch gebraucht, also genutzt und fortentwickelt (wobei sie, wie man insbesondere von den Sophisten, Sokrates, Platon und Aristoteles weiß, auch weiter aufs Stärkste vom Politischen angestoßen wurden).

In Griechenland können wir Einiges vom Prozeß des frühen Denkens rekonstruieren: aus den zahlreichen **Beanspruchungen** der Sieben (der vielen) Weisen und der Männer von Delphi resultierte die Notwendigkeit, Maßstäbe rechter Ordnung aufzurichten. Übrigens könnte die ägyptische Idee der Ma'at Vorbild dafür gewesen sein (die wohl Entsprechungen im indischen Dharma, vielleicht im chinesischen Tao hat).

Aber wenn dem, wie ich vermute, so war, so bleiben doch zwei bedeutende Unterschiede. Der eine liegt darin, daß diese Ordnung von Solon und anderen als eine alles umfassende, über jede einzelne Macht hinausreichende, von keiner repräsentierte Gesetzmäßigkeit begriffen wurde. Sie bestand in dem Verhältnis zwischen den Kräften, sie war ein Verhältnis vor allem von Adel und Volk. Sie kannte keine Monarchen und - das ist der zweite Unterschied - es war keiner speziell für sie zuständig. Wohl sollte dem Adel die Führung zukommen, aber verantwortlich für sie waren alle Bürger. Mindestens dieser Gedanke fehlt bei den Chinesen, soweit ich deren Philosophie kenne. Stets kann der Philosoph dort nur wirken, wenn er den Kaiser von etwas überzeugt. Ob dort auch der Gedanke der über jede einzelne Macht hinausreichenden und von keiner repräsentierten Gesetzmäßigkeit fehlt, wüßte ich gerne.

Bei den Griechen kann es zwar sein, daß in einer völlig zerstrittenen und gesellschaftlich durcheinandergeratenen Stadt ein Einzelner bestellt wird, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Aber er hat danach zurückzutreten. Seine Aufgabe besteht also darin, die Dinge dazu zu bringen, daß sie von selbst ordentlich laufen, innerhalb geeigneter Institutionen! Wer aber dies muß, muß - so vermute ich - sehr viel mehr über ihre Kausalität und ihren Zusammenhang nachdenken, als wer alles nur auf einen Monarchen einzurichten hat, der notfalls oder gar regelmäßig eingreifen kann.

Insofern würde sich den Griechen eine besondere Intensität der Frage nach den Gründen, und das heißt zugleich nach der *arche* als Prinzip nahegelegt haben. Wenn man aber einmal dazu kommt, derart tief nach Gründen und Zusammenhängen zu forschen, dann muß es wohl auch wahrscheinlich sein, daß man die Welt entsprechend der Polis zu verstehen sucht, ebenfalls als Ordnung, das heißt als *kosmos* (denn dieses Wort bedeutet ja ursprünglich Ordnung und bezeichnet dann zugleich das, was als Ordnung verstanden wird, eben das Weltall, den Kosmos). So mögen sich dann auch die Homologien zwischen politischem (sowie Rechts-) Denken und Kosmologie erklären, möglicherweise die Entstehung der besonderen griechischen Weise von Wissenschaft überhaupt.

Sollte sich für die Chinesen zeigen lassen, daß ihre Philosophie ausweislich der besonderen Interessen und Formen ihres Denkens ursprünglich ganz ähnlich auf bestimmte gesellschaftliche Herausforderungen bezogen war, so müßte das jene Vermutung bestätigen; so könnte sich daraus ein

neues Sachwissen für die Beziehungen zwischen Denken und Gesellschaft ergeben - wobei es interessant wäre, wenn auch die Chinesen im Denken manches antizipiert hätten wie die Griechen. Die Frage würde insbesondere auf die chinesische Monarchie, vielleicht auch das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, schließlich auf die besonderen Formen chinesischer Religiosität zielen. Die anderen Kulturen könnten zur Gegenprobe herangezogen werden.

Etwas allgemeiner wäre die Frage, wie weit Kulturbildung überhaupt eben deshalb die Bildung einer Kultur ist, weil nach einer tiefen, den Grund aufwühlenden Erschütterung der Neuaufbau einer politischen Ordnung nur denkbar ist, wenn er in weitesten Lebensbereichen, eben kulturell abgesichert ist. Die Einführung neuer politischer Ordnungen ist vermutlich in solch einem Fall kein Pappentier. Vielleicht verlangt sie geradezu eine bestimmte Architektur, Plastik, Dichtung, Mythologie; von Religion zu schweigen.

Indem die griechische Demokratie auf eine tiefe, den Grund aufwühlende Erschütterung antwortete, unterscheidet sie sich von manchen offenbar leichter erreichbaren Schöpfungen einer demokratieartigen Ordnung, etwa in der Schweizer Eidgenossenschaft und vielleicht auch an anderen Stellen der Weltgeschichte.

Es wäre in den angerissenen Zusammenhängen noch unendlich vieles zu fragen. Etwa über die möglichen Zusammenhänge zwischen der besonderen Form der griechischen Anthropomorphie und dem griechischen Ideal der Gleichartigkeit und Umfassendheit sowie der Erfüllung, die die politische Problematik und die der klassischen Kunst fast gleichzeitig erfuhren. Aber meine Sache war ja nur, zu zeigen, was alles wir über die Andern wissen müssen - wenn wir wissen wollen, wer die Griechen waren. Denn es ist, um es zu wiederholen, eine ganz offene Frage, ob die Griechen einfach diachron aus dem Dunkel einer ursprünglichen Volkseigenart und nicht wesentlich auch oder gar viel mehr noch synchron aus den besonderen Umständen zu verstehen sind, unter denen sich die prägende Phase ihrer Kulturbildung abspielte.

Allgemein gesagt: es galt zu zeigen, wie sehr wir ein allgemeines Wissen von den Sachen und von den Zusammenhängen haben müssen, von denen wir handeln. Man muß - leider - in seinem eigenen Fach weit gekommen (vielleicht auch alt geworden) sein, um diese Probleme voll wahrzunehmen. Und wir werden uns vielleicht nur in Form eines falschen Gewölbes ihrer Lösung nähern können.

Ich wollte hier nur ein Plädoyer für eine Neue Geschichte halten, nicht die französische *nouvelle histoire*, sondern eine deutsche, in den Spuren Max Webers, viel umfassender also und auf einer Tradition fußend, die hier - übrigens gerade auch in Berlin - zu Hause ist und derer wir uns nicht zu

schämen brauchen. Ein Plädoyer auch für das Wissenschaftskolleg, an dem man sich auch über Dinge dieser Art klar werden - und die Gedanken darüber in einem Gespräch zwischen den Disziplinen fördern kann. Daher verbindet sich mit dem Plädoyer der Dank.